ferne Angriffe zurück. Da ließ er in seinen Waldungen unten am Strome viele alte Eichen und andere große Bäume fällen und in den Fluß stürzen, so daß sie an den Ufern noch festhingen, dazu auch Sand und Steine hineinschütten, um ihnen festeren Halt zu verschaffen. Die Schiffahrt wurde dadurch gehemmt und der Fluß, weil unablässig Ebbe und Flut ungeheure Sand- und Schlammassen dorthin schwemmten und ablagerten, allmählich völlig verschlammt, da während der viele Jahre andauernden Kriegsunruhen an die rechtzeitige Beseitigung des Uebelstandes nicht gedacht werden konnte. Und nachher war es zu spät, das Uebel war so groß geworden, daß es sich nicht mehr beseitigen ließ. Der einst so bedeutende Seehandel Exeters war vernichtet, die reichen Handelsherren mußten ihre Geschäfte nach anderen Hafenstädten verlegen. Niemals erholte die Stadt sich wieder von diesem Unglück.

J. O. H.

—⊙—

Schanghai

Von Richard Huelsenbeck.

Schanghai, diese Riesenstadt an der Mündung des Jangtse, ist eine Mischung amerikanischer und chinesisch-altertümlicher Energien. Oder vielmehr der europäische Teil, die sogenannten Konzessionen, das Fremdenviertel stellt eine solche Mischung dar, dort, wo die eigentliche Chinesenstadt beginnt, wird die Kultur eine einheitliche, typisch chinesische, so wie sie auch im Innern des Landes überall zu sehen ist, deren Ursprünge im tiefen konfuzianischen Mittelalter liegen und die uns durch ihre fremde Buntheit überrascht und erschüttert.

Ueberall dort, wo der Engländer auf kolonialem Boden arbeitet, in Nordamerika, in Afrika oder in China, nehmen die Formen seiner Niederlassungen amerikanisch-wolkenkratzerischen Charakter an. Schanghai ist das Newyork des fernen Ostens.

Wenn man von Wusung her in den Hafen der Stadt einläuft, könnte man glauben, an den Anlegeplätzen des Hudson vorüberzugleiten. Die riesigen Gebäude des „Bund", der großen Straße, die am Hafen entlang läuft, unterscheiden sich nicht allzu sehr von den Wolkenkratzern Amerikas.

Schanghai hat einen „Broadway", der zwar noch nicht den Verkehr des Broadway Newyorks aufweisen kann, der aber neben Straßenbahnen, Autobussen und zahllosen Fordcars den — Verkehrsschutzmann nicht vermissen läßt, der der würdigen Haltung seines großen Newyorker Bruders nachzueifern bemüht ist.

Schanghai hat Warenhäuser, in denen man vom fertig gegossenen Betonhaus bis zum Schminkstift, vom Maybachwagen bis zur Herrensocke bei gleich entgegenkommender Bedienung dasselbe beziehen kann wie bei Wannamaker in Newyork oder Marshal Field in Chicago. Schanghai hat Hotels, die an Eleganz und Komfort weit mehr bieten als die Hotels gleichen Ranges in Europa. Die Bedienung der zahllosen in frisches Weiß gekleideten Boys, von denen jeder auf ein spezielles Bedürfnis des Gastes gedrillt ist, verführt zu den Allüren eines Paschas, nur mit Mühe kann man sich nach der Rückkehr nach Europa an die Tatsache gewöhnen, auch im Bedienten einen gleichberechtigten Menschen zu sehen. Das Essen ist jenseits jeder Kritik, wer nicht von dem besten essen will, was eine internationale Küche (mit stark amerikanischem Einschlag) bieten kann, wird lernen, daß das konfuzianische China eine Gourmandise entwickelt, die alle gleichgerichteten Energien des Abendlandes weit hinter sich läßt.

In der Mitte der Stadt ist ein Rennplatz, hier wo der Boden am teuersten ist, hat ein Engländer die Erbschaft des Bodens an die spleenige Bedingung gebunden, daß auf ihm Pferderennen abgehalten werden müssen.

Ganz in der Nähe ist der Wolkenkratzer des „New World", eines Vergnügungsetablissements, das eine besondere Buntheit durch die Mischung europäischen und chinesischen Publikums bekommt. Hier steht der Tompfeffen schießende englische Soldat neben dem Hasard spielenden Asiaten.

In den modern aufgemachten Vergnügungslokalen (besonders in der französischen Konzession) ertanzen sich die Tanzgirls ihre Teddybären. Charleston und Black Bottom sind hier schneller überholt als in Florida.

Aber — geht man ein, zwei Straßen weiter, folgt man einer schnell vorüber plärrenden chinesischen Beerdigung oder einem anderen uns seltsam grotesk anmutenden Aufzug in dunklere Stadtteile, steht man plötzlich im Mittelalter.

Aus gespenstisch anmutenden Häuschen dringt kaum der Schein einer Oellampe, hinter einer Lebensmittelbude gestikulieren fremdartig gekleidete Menschen.

Kulis haben ihre Rikschas, die kleinen Personenwägelchen, zusammen gestellt, hocken an der nackten Erde und spielen „Knöchel".

Andere sitzen um einen Riesentopf, aus dem der Duft verschimmelter Nahrung quillt und sind bereit, sich für neue Frohnarbeit zu stürzen.

Die Zahl der Menschen scheint unendlich zu sein, Frauen huschen in schwarzen seidenen Hosen vorüber, hin und wieder sieht man sogar noch einen Zopfträger, eine Sänfte mit einer Braut wird schnell vorübergetragen.

Wechsler, Händler und Spieler aller Art bevölkern die Straße, die Häuser sind nur Möglichkeiten, sich für einen Augenblick zurückzuziehen, das Leben existiert nur so weit, wie die Straße existiert.

Hier in der Chinesenstadt Schanghais versteht man den Henker des Generals Suntschuanfang.

Er zog sein Schwert aus einer Scheide, die mit scharlachrotem Samt benäht war; wo er es für richtig hielt, schlug er den Leuten die Köpfe ab.

Das Kopfabschlagen hat für das alte China nicht die Bedeutung, die wir ihm beimessen; man muß in der Chinesenstadt Schanghais das Ameisengewimmel der Menschen gesehen haben, um das zu begreifen.

Nachher im „Majestik-Hotel", behütet von den Boys und einem Manager, der in schlechtem Deutsch behauptet, Berlin sei eine schöne Stadt, erscheint einem alles wie ein wüster Traum. Man könnte glauben, man wäre mit der Zeitmaschine des Dichters H. G. Wells um tausend Jahre in die Vergangenheit gefahren. Solche Gegensätze erlebt man nur in Schanghai, wo das „Building" des Warenhauses „Wing-On" neben der Niedlichkeit eines chinesischen Teehauses steht.

—⊙—

Tungusen

Die eigentlichen Tungusen, Eingeborene Ostsibiriens, sind mit den Mandschuren, Golden, Orotschonen, Samagiren, Lamuten und anderen ostsibirischen Volkssplittern stammesverwandt. Im Laufe von Jahrhunderten haben sich jedoch die Tungusen zersplittert: die einen sind zum nördlichen Eismeer, die anderen nach Westen den Jenissei, die übrigen den rechten Nebenflüssen der Lena entlang zu dem Stanowoj-Gebirge, dem Ochotskischen Meerufer und in das Amurgebiet ausgewandert. Gegenwärtig ist das Ochotskische Gebiet ein Kreis der Provinz Kamtschatka. Seine Gesamtbevölkerung beträgt 4810 Seelen: 3000 Tungusen, 730 Russen, 430 Jakuten, 280 Ausländer und 370 andere (Korjaken, Kamtschadalen, Tschuwanen). Die Bevölkerungsdichte — 3 Einwohner auf 110 Quadratkilometer. Das ganze Gebiet hat einen einzigen Arzt und nur 120 Schüler.

Die Tungusen sind Nomaden und beschäftigen sich mit der Jagd wilder Tiere. Das Küstengebiet mit dem Zentrum Ochotsk stellt eine der entlegensten Gegenden Sibiriens dar: nur ein einziges Mal im Jahr findet Postverkehr nach dort statt. Das ochotskische Gebiet ist reich an Fischen, Gold und Pelz. Der Nomade-Tungus lebt noch heute in den Verhältnissen des ursprünglichen Natural-Kommunismus; er tauscht den Pelz gegen andere Waren: Mehl, Waffen, Stoffe usw. Sie alle leben in Armut und Dürftigkeit, zumal die Pelztiere sich von Jahr zu Jahr vermindern.

Fast alle Tungusen sind Analphabeten; die wenigen, die lesen und schreiben können, besuchen russische Schulen. Sie beteiligen sich nicht an der Landesverwaltung. Die Tungusen und die Jakuten sind Nachbarstämme, die vielerorts zusammen leben. Alle Tungusen sprechen auch jakutisch. Die Ochotskischen Tungusen pflegen jährlich nach Jakutien zu fahren zwecks Winterjagd von Pelztieren und Anschaffung des Futters für ihre Renntiere. Ihrerseits besuchen die jakutischen Tungusen das ochotskische Küstengebiet zur Fischerei und Teilnahme an dem dortigen Jahrmarkt. Hierdurch ist auch zwischen diesen beiden Gruppen der Tungusen ein Zusammenschluß geschaffen worden.

Dr. Artasches Abeghian.

—⊙—

Am Ausguck

Ein 4000 Jahre altes Grab.

Laut Mitteilungen aus Odense (Fünen) stieß man bei Ausgrabungen in der Nähe von Kerteminde auf eine sehr große Grabkammer, die aus der jüngeren Steinzeit stammt. Auf Grund der in dieser Kammer aufgefundenen Pfeilspitzen, Aexte und Urnen wird das Alter des Grabes auf mehr als 4000 Jahre geschätzt. Es enthielt u. a. die Skelette von 30 erwachsenen Menschen, sowie seltsamerweise ein paar Zähne von zahmen Schweinen, woraus also mit aller Vorsicht die Vermutung abzuleiten wäre, daß in Skandinavien bereits vor 4000 Jahren die Schweinezucht bestand.

Riesenlokomotiven in Amerika.

Die Long Island-Eisenbahn hat 14 elektrische Lokomotiven in Dienst gestellt, die für Rangierzwecke Verwendung finden. Die Leistungsfähigkeit jeder Lokomotive beträgt 1000 PS. und die Höchstgeschwindigkeit 40 Kilometer. Es ist möglich, zwei Lokomotiven durch einen einzigen Führer bedienen zu lassen, wodurch man also die Verfügung über 2000 PS. erhält. Elektrische Rangiermaschinen dieses Systems sollen auf allen Strecken des Pennsylvania-Systems, zu dem die Long Island-Bahn gehört, eingeführt werden.

Zielscheibe.

Es war anno dazumal. — Die Rekruten lernten schießen. Auf ein breites Scheunentor. Meier verfehlt selbst dieses Ziel. — „Wie willst du Kerl im Kriege bestehen," wettert der Offizier, „wenn du nicht einmal das Tor triffst?" — „Das macht nichts," weiß sich da der Soldat Rat, „alle Feinde werden sicher nicht durch das Tor kommen. Ich treffe eben die, die nebenher laufen."

Heldentum.

Nach der Schlacht von Moskau fragte man einen Soldaten, der mit einem Orden für seine Tapferkeit ausgezeichnet war, was wohl sein größter Eindruck während der Schlacht gewesen sei. — „Daß hinter mir so viele Menschen waren," gestand er, „und ich nicht zurück konnte."

Moderne Schatzsucher.

Der Streit um die Wünschelrute wogt noch hin und her, da hat die Wissenschaft auch schon von sich aus der Sache in bezug auf das Auffinden von Erzlagern ein Ende gemacht. Das magnetische Observatorium in Potsdam hat nämlich Apparate gebaut, mit deren Hilfe sich in schneller Weise durch magnetische Messungen unterirdische Metallschätze feststellen lassen. Aber nicht nur das Vorhandensein von Erzen läßt sich ermitteln, sondern auch gleichzeitig in erstaunlich genauer Weise die Ausdehnung des jeweiligen Lagers. Es liegt auf der Hand, daß diese modernen Schatzsucher einen gewaltigen Fortschritt für den Bergbau bedeuten.

Königlicher Sinn.

Als Karl III. von Spanien auf dem Sterbebette lag, fragte ihn der Patriarch von Indien, ob er nun auch allen seinen Feinden verzeihen wolle. Der sterbende Monarch antwortete: „Wie durfte ich bis zu meinem Tode damit warten? Ich habe ihnen allen gleich damals verziehen, als sie mich beleidigten!"

Wieviel ist der Mensch wert?

Ein amerikanischer Chemiker hat unter genauer Berücksichtigung der Rohstoffe aus denen unser Körper besteht, festgestellt, daß der Mensch einen Wert von genau 99 Cents oder 4,16 Mark hat. Das menschliche Fett reicht nach seinen Forschungen zur Herstellung von 7 Stück Seife aus; aus dem Eisen läßt sich ein mittelgroßer Nagel machen; mit dem Zucker des menschlichen Körpers kann man ein kleines Salzfaß füllen; mit dem Kalk einen Hühnerstall weißen; der Phosphor liefert die Köpfe von 2200 Streichhölzern; das Magnesium reicht zu einer Dosis Magnesium; mit dem Kalium kann man einen Schuß aus einer Kinderkanone abfeuern und Schwefel ist gerade soviel vorhanden, daß man damit einem Hunde die Flöhe vertreiben kann.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena

Druck und Verlag: W. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 13 Mittwoch, 30. März 1927

Von Wittekind*)

Die Karlsteine.

Da wo sich zwischen der Hoster Egge und den Vorhügeln des Piesberges die Schlucht des Hones hinzieht (zwischen Osnabrück und Wallenhorst) lagen große Steinblöcke, einem Tisch ähnlich, an den Gleisen des alten Volksweges. Sie waren den Sachsen heilig; hier wurden die Gefangenen den Göttern geopfert. Karl wollte den Opferaltar zerstören, aber der Stein widerstand dem Eisen wie dem Feuer. Zu gleicher Zeit kam die Kunde, daß Wiek sein Heer wieder sammele. Da wollte der König von diesem fruchtlosen Kampfe ablassen, aber es traten sieben Brüder aus dem Heere vor ihn und ermahnten ihn, auf Gottes Beistand zu vertrauen. Sie errichteten den blutigen Steinen gegenüber den ersten christlichen Altar in diesem Lande, fielen davor nieder und flehten um eine Bürgschaft der göttlichen Hilfe. König Karl jedoch in seinem Unmut schlug mit einer Reitgerte von Pappelholz auf den Opfersteln und sprach: „Gleich unmöglich ist es, diesen Stein und die harten Nacken der Sachsen zu brechen!" Da krachte der Felsblock und barst in drei Stücke. Karl und die Seinen faßten wieder freudigen Mut. Die Steinblöcke aber heißen seitdem die Karlssteine, und um den Altar der sieben Brüder wurden sieben Buchen gepflanzt. Die Ueberlieferung berichtet auch, daß auf dem Altare das erste Meßopfer in dieser Gegend dargebracht sei; eine Inschrift auf dem Kreuze sagt: Hoc loco Caroli Magni temporibus primum in hac regione missam celebratam esse antiquitus traditum est (An dieser Stelle wurde zur Zeit Karls des Großen wie von alters her überliefert ist, die erste Messe in dieser Gegend gefeiert).

Die Schlacht auf dem Wittenfeld.

Nicht weit davon, um Bockholt und Wallenhorst, lag ein heiliges Holz mit dem Tempel eines Gottes. In der Nähe, zwischen Enger und Damme stand Wittekind, sein Heer war stärker als das der Franken, denn alles Volk war ihm zugezogen zum letzten Kampfe. Doch Karl vertraute wieder auf Gott, der ihm durch das Wunder im Hone ein Zeichen gesandt hatte. In der Lördener Heide geschah die Schlacht. Nach hartem Kampfe mußte Wittekind das Feld räumen. Flüchtend zog er gegen Ellerbruch. Als nun all sein Volk mit Weib und Kind an die Furt hastete und drängte, wollte eine alte Frau nicht weiter gehen. Da sie aber den Franken nicht in die Hände fallen sollte, begruben die Sachsen sie lebendig in einem Sandhügel bei Vellmanns Kamp. Dabei riefen sie: „Krup unner, krup unner, de Welt is di gram, du hannst den Rappel (Lärm) nich mehr folgen!" Nach einer anderen Sage hat man eine Wahrsagerin lebendig begraben, weil sie Wittekind fälschlich den Sieg vorausgesagt hatte. Dabei soll man auch gesungen haben: „Krup unner, krup unner, de Welt is di gram."

Wittekinds Flucht.

Wittekind war mit wenigen seiner Getreuen in den Wald auf seine Burgen geflohen. Im Osnabrücker Lande heißt noch jetzt manch alter Wallrest Wittekindsburg. Eine lag auf der Höhe an der Nette, nicht weit von den Opfersteinen bei Oesttingen und dem Grabmal im Kuller Esche, eine andere im Gehn an der Dorpbecke zwischen Bramsche und Ueffeln, eine dritte in Schagen bei Pente, die Güter, welche zu dieser gehörten, waren nicht gering, fast ganz Schagen war daran pflichtig. Der Bauer auf Borgmanns Erbe war ihr Vogt, den Hägerling für Wittekinds Pferde mußte der Kötter Strohschneider bereiten. Beschließerinnen waren zwei alte Schwestern, denen Wittekind viel Gutes getan hatte. Auf Möllmanns Hofe lag die Burgmühle. Eine vierte Burg lag in Frankenfundern bei Engter, sie hieß auch Rosandsburg. Die größte aber war die im Nettetale bei Rulle. Wittekind gebrauchte wieder seine alten Listen, von denen schon erzählt wurde, und wußte seine Verfolger zu täuschen. Die beiden Beschließerinnen auf der Burg in Schagen ließen sich vom Domkapitel in Osnabrück verleiten, ihren Herrn zu verraten, dafür wurde ihnen lebenslänglicher Unterhalt versprochen. Als nun Wittekind wieder auf dieser Burg war, sandten sie eilige Boten zum König Karl, damit er ihn fange. Der Borgmann aber erfuhr den Verrat und warnte Wittekind rechtzeitig. Da floh er, aber im Hone hätte ihn Karl fast gefangen, denn da hatten die Franken den Weg durch ein Verhack gesperrt. Wittekind ritt einen schwarzen Hengst mit glänzender Mähne, klein, aber schnellfüßig. Zu dem sprach er:

Hengstken spring awer,
Krigst 'n Spint Hawer.
Springst du nich awer,
Frätet di un mi de Rawen.

Da setzte das Pferd wie ein Pfeil über das Verhack hinweg und es brachte seinen Herrn heil nach Osnabrück. Dort aber stürzte es tot zusammen.

Kaum hatte Wittekind die Stadt betreten, da erhob sich alles Volk zu ihm und vertrieb die fränkische Besatzung. Da schwur Karl, die treulose Stadt zu züchtigen und das erste Geschöpf, das ihm aus dem Tore entgegenkomme, mit eigener Hand zu töten. Als Wittekind ihn mit seiner großen Macht heranziehen sah, floh er auf seine Burg an der Nette. Es war aber in der Stadt Karls Schwester, die in Osnabrück mit einem vornehmen christlichen Sachsen verheiratet war, die ging vor die Stadt, den Bruder um Gnade für die Zurückgebliebenen zu bitten. Als Karl sie von ferne kommen sah, gedachte er seines Schwures und wurde sehr traurig. Doch Gott verließ den frommen König nicht und sandte ihm das Mittel, seinen Schwur zu halten, ohne daß er das Blut seiner Schwester zu vergießen brauchte. Denn in demselben Augenblick sprang der Lieblingshund seiner Schwester vor ihr her zum König heran und leckte ihm die Hand. Ihn tötete der König und löste so seinen Schwur. Und weil ihm Gott auf so wunderbare Weise geholfen, verzieh er der Stadt. Zum ewigen Gedächtnis ließen die Bürger das Bild des Hundes in Stein hauen und auf dem Domhof aufstellen. Das Volk nennt es den Löwenpudel.

*) Aus Westfälische Sagen. Herausgegeben von Dr. Paul Zaunert. Mit 66 alten Miniaturen, Holzschnitten und Kupfern. 406 Seiten, brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Wekings unechtes Begräbnis.

Als Weking schon zu einem guten Alter gekommen war, da beschloß er einstmals auf gar besondere Weise zu erproben, wer wohl aus der Umgegend noch Anhänglichkeit an ihn habe. Zweien Freunden offenbarte er sein Vorhaben. Und nun wurde von diesen bekannt gemacht, daß der König gestorben sei; auch das Leichengängnis wurde angesetzt. Als aber zur angesagten Stunde die Menge der Leidtragenden sich auf der Burg versammelt hatte und um den aufgestellten verschlossenen Sarg herstand, da trat plötzlich Weking selbst wohlbehalten und fröhlich unter sie. Und alle die, welche da umherstanden und zu seinem Leichengängnis gekommen waren, machte er auf ewige Zeiten zehntfrei. Einer, der nördlich von Dünne, nach der Babilonie zu, wohnte, kam nach alter Väterstte in Holzschuhen an. Unterwegs war ihm aber der eine geborsten, so daß er beim Gehen klapperte; seit der Zeit hieß der Bauer Klappmeier. Während Weking die Getreuen belohnte, kam auch noch einer aus der Gegend von Bünde nachgelaufen. Auch er erhielt dieselbe Begünstigung. Aber von dem Tage an nannte man ihn Nalop. Und so heißt sein Hof noch heutigen Tages. Steinhöhler in Pödinghausen war unterwegs gewesen, aber umgekehrt, als er hörte, daß der König noch lebte. Dafür wurde er zur Hälfte zehntfrei. Schürmann in Westerenger — oder war es Strute in Pödinghausen? — hatte gerade die Schuhe angezogen, um sich auf den Weg zu machen, selbst der ging nicht leer aus. Einer seiner Kämpe wurde zehntfrei.

Wekings Grab.

Endlich, als der alte Held wirklich starb, auf der Babilonie, wo er geboren war, da haben die Sattelmeier seinen Leichnam im Sarge nach Enger getragen und alles Land, auf das sie ihre Füße setzten, wurde von der Stunde an Wittekindsland geheißen, und vom Zehnten befreit. Zu Enger wurde er in der Kirche beigesetzt. Die Kirchtür an der Westseite, durch welche der Sarg getragen, ist zugemauert und bis auf den heutigen Tag nie wieder geöffnet worden. Die mittlere Gegend, wo die Leiche aufgestellt war, heißt noch immer die Leichdehl. Der Sarg ist dann in einem kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt. Und zugleich ist es feierlich ausgesprochen, daß das Heiligtum, worin der Held Westfalens ruht, nie andere Gebeine aufnehmen dürfe. Und so ist es unverbrüchlich gehalten. Wie sehr es auch Sitte jener und der Folgezeit sein mochte, die Ruhestätte im geweihten Gotteshause jedem andern Grabe vorzuziehen, so ist doch nachher nie einem Edeln und nie einem Geistlichen eine Gruft in der Kirche zu Enger gestattet.

Fortsetzung folgt.

—⊙—

Im Dorf

Der letzten Hütte Herdrauch ist vermeht.
Wie schwere Schwingen klaftern breite Dächer.
Wo noch ein Licht lacht, flüstert sein Gebet
Ein müdes Bauernkind. — Wie dunkle Fächer
Beschirmen Lindenbäume groß und kraus
Das eingeschlafne Dorf, und jedes Haus
Wird märchenschön, weil geisterleis das Licht
Des Mondes darum goldne Kränze flicht. —
Ein Vöglein träumt von einem Demantberg
Im ew'gen Irgendwo und möchte fliegen,
Und jeder Grashalm schaut — ein Märchenzwerg —
Wie wir nach Schlössern, die im Monde liegen

Franz Mahlke.

Der Schatz

Von Fritz Kaiser.

Dort wo die Straße von dem thüringischen Dörfchen Frankenhain sich hinaufwindet zur Höhe in der Richtung Crawinkel zu und nicht weit von dieser kleinen Siedlung wieder zu Tale fällt, da weiß ich einen stillen Ort. Liegt nicht weit vom Jägerhaus Friedrichsanfang, dem Idyll im Grünen, um das ein paar kleine

Häuschen sich scharen, die wie vergessen von der Welt zu Füßen einer tausendjährigen Linde sinnend dahinträumen im tiefen, köstlichen Frieden einer zaubervollen, glücklichen Einsiedelei. Steil und eindrucksvoll springt dort ein grüner Hügel, lieblich gekrönt von lichtem Baumwuchs in die Straße hinein und zwingt sie mit trotzigem Felsgestein zu scharfer Kurve. Wie eine streng gebietende Klippe, eigenwillig und schön, so ragt das Naturmonument dieser einsamen Straßenwacht vor dem Wanderer auf. Spricht zu ihm wie eine mächtige Kanzel, auf der die Götter zu den Menschen reden mit der Stimme des Donners, mit der Leidenschaft des Sturmes, mit der Milde des säuselnden Windes und der Güte des lächelnden Sonnenlichtes.

Bewußt oder unbewußt, die Dörfler der beiden kleinen Gemeinden haben diesen Platz gewählt zum Ausdruck ihres Dankes an die, die Märtyrer wurden ihrer Liebe für Heimat und Herd. Glücklicher Einfall, der ihnen da gekommen, den biederen Menschen, der ihnen ein Werk gestalten ließ von meisterlicher Schlichtheit, Schönheit und Würde. Sie trugen einen mächtigen Felsblock auf das Hügelhaupt, gaben eine Krone, die ihres Trägers richtige war, schmiegten in zärtelnder Liebe und Wehmut einen Kranz von feinen Waldblümelein darum, in die allmorgendlich der Tau seine schimmernden Diamanten setzt, die diamantenen Tränen, die geprüfte Herzen heimlich geweint. In den Zweigen der Bäume, da schlummert das Lobeslied der Tapferen, wacht auf beim säuselnden Wind und klingt und singt, vernehmbar denen, die ihre mannhaften Toten nicht vergessen haben.

An schönen Abenden wandelt die Dorfjugend singend am stillen Hügel. Webt um den Heldenstein einen bunten Blütenkranz von Heimatliedern und Liebesweisen und tut's getreulich Jahr um Jahr, getreulich von Geschlecht zu Geschlecht. Nach altem, schönem Brauch. Blumen, die nie welken, die über die Gräber der Menschen hinwegblühen als ein seliges Stück ihres eigenen Lebens!

—⊙—

Das Moorbrennen

Von W. Berger.

Der Sand- und Heidebaden der norddeutschen Niederung ist da, wo er nicht von Bächen und Flüssen durchschnitten wird, äußerst steril. In völlig wasserlosen Gegenden vermißt man meistenteils selbst die armseligen Lehmhütten der Heidebewohner. Auf den weitausgedehnten Hochmooren sieht es nicht minder traurig aus. So kann man von Ruetenbroek aus das Bourtanger Moor meilenweit durchwandern, ohne ein Tier, geschweige einen Menschen oder eine menschliche Wohnung anzutreffen. Und doch ist es gerade das Moor, welches die Niederungen dem Menschen bewohnbar macht. Die Gehöfte der in ihren Ansprüchen an Lebensgenuß so höchst bescheidenen Moorbewohner liegen dort, wo Heide und Moor aneinandergrenzen.

Plinius sagt von den Chauken, den früheren Bewohnern des Küstenstrichs von Nordwest-Deutschland: „Den mit den Händen aufgefangenen Schlamm trocknen sie mehr beim Wind als in der Sonne. Diese Erde dient ihnen zum Kochen ihrer Speisen und zur Erwärmung ihrer vom rauhen Nordwind starren Glieder. Regenwasser, welches sie in Gruben bei ihren Hütten auffangen, ist ihr einziges Getränk." Bei fehlendem Holz und Quellwasser die Feuerung und Heizung mit Torf zu beschaffen und den Durst mit Regenwasser stillen zu müssen, ein Gedanke, der Plinius recht schrecklich gewesen zu sein scheint, ist noch heutzutage das Los vieler Bewohner Ostfrieslands.

Um den Moorboden ohne bedeutende Anlage von Kapital einigermaßen kulturfähig zu machen, war das vor nicht allzu langer Zeit den höchst widerwärtigen Moorrauch verursachende Moorbrennen das allein übliche Verfahren. Das Areal des Moores auf beiden Seiten der Ems beträgt etwas 65 geographische Quadratmeilen. Ueber diese weite Fläche sind die Aecker verbreitet, die alljährlich von Ende März bis Juni abgebrannt wurden, um sie zum Anbau von Roggen und Buchweizen geeignet zu machen. Die Gesamtfläche des Moors, die jährlich abgebrannt wurde, betrug ungefähr 40 000 Morgen.

Wie ging nun das Moorbrennen vor sich? Um das Hochmoor, das ist solches, welches bis zu drei und mehr Meter tiefe Tonerde hat, zum Buchweizenbau geeignet zu machen, muß an erster Stelle für gehörige Abwässerung gesorgt werden. Zu diesem Zweck warf man zwischen den Aeckern kleine Gräben, Grüppen oder Gripren genannt, auf. Das Grüppen geschah im Herbst und Winter, wenn es nicht fror. Wenn die Gräben gezogen waren, so wurde einigen Minuten stand eine große Fläche in

Andere Zeiten, andere Sitten

Von Gerd Damerau.

Im elften Jahrhundert mußte sich die Frau eines venetianischen Dogen den Tadel des Hochmuts gefallen lassen, weil sie die Speisen nicht mit den Fingern anfaßte, sondern sich zu diesem Zwecke einer Gabel bediente.

*

Bis ins 18. Jahrhundert stand es in Frankreich nur den Adligen zu, Wetterfahnen auf den Häusern anzubringen, Taubenschläge zu besitzen und Tauben zu halten.

*

Einst gehörte es zum guten Ton, die Fußböden der Wohnräume mit Stroh zu bestreuen. Wer das Stroh täglich erneuerte, wurde verschwenderisch genannt.

*

Das Sticken galt einst durchaus nicht für eine unmännliche Beschäftigung. Im 18. Jahrhundert stickten Männer ganz allgemein, und zwar oft gleichzeitig an mehreren Stickrahmen.

*

Zu den unentbehrlichen Gebrauchsgegenständen der Damen gehörte in der Zeit der hohen Haartürme ein — Kopfkratzer.

*

In den deutschen Bürgerhäusern hatte im 18. Jahrhundert das Waschzeug seinen Platz in der Putzstube.

*

Im Jahre 1780 wurde vom Konsistorium in Leipzig an der Rechtgläubigkeit eines Studenten der Theologie gezweifelt, weil er zu oft — gebadet hatte.

*

Im 18. Jahrhundert wurden in England Menschen, die eine Brücke beschädigten oder einen jungen Baum abschnitten, mit dem Tode bestraft.

*

Als zu Beginn des 17. Jahrhunderts in London zum erstenmal eine Frau die Bühne betrat, wurde sie ausgepfiffen und mit Schmutz beworfen.

*

Im Jahre 1794 warf ein Berliner Kritiker einer Schauspielerin vor, daß sie der Moralität zuwider sei, die Sittsamkeit beleidige, ja, Ekel erwecke, weil sie es wagte, mit — bloßen Armen auf der Bühne aufzutreten.

*

In der Zeit, als die gepuderten Perücken in Mode waren, rechnete man allein in England das zum Pudern der Haare und Perücken verbrauchte Mehl auf jährlich 18 250 000 Pfund.

---

das Feld mit der sogenannten Hackhaue aufgehackt. Im nächsten Frühjahr, im April oder Mai, wenn der Boden ausgetrocknet war, wurde der Acker abermals durchgehackt. Blieb das Wetter dann trocken, so wurde das Land nach etwa acht bis vierzehn Tagen mit einer leichten, holzbezinkten Egge abermals aufgerissen, locker gemacht und so das Trocknen beschleunigt. Wenn die aufgelockerte Schicht der Moorerde gehörig trocken geworden war, so begann man an einem windigen Tage das Brennen. Es war sehr wichtig, daß dieser Prozeß des Brennens unter den möglichst günstigen Umständen begonnen und dann zu Ende geführt wurde, weil er, wenn er zum erstenmale nicht völlig gelang, zum zweitenmale, selbst wenn der Boden noch trockener geworden war, mit Erfolg nicht wieder aufgenommen werden konnte, weil das Heidekraut und die Pflanzenreste, die das Feuer fortleiten müssen, in diesem Fall schon weggebrannt waren.

Um das Feuer anzulegen, nahm der Arbeiter brennende Kohlen mit auf das Feld oder erzeugte sich solche an Ort und Stelle mittels seiner brennenden Tabakspfeife. Um das Feuer zu dirigieren und weiter zu verbreiten, diente eine alte blecherne Pfanne oder das abgenutzte Blech eines Spatens, an welchem ein 1 Meter langer Stiel befestigt war. Der Arbeiter stellte sich an der Seite des abzubrennenden Ackers unter dem Wind so auf, daß das Feuer gegen den Wind fortschreiten mußte. Hier entzündete er ein Feuer von zusammengelegtem trockenen Torf und ließ dieses gut durchbrennen. Hatte er sein Feuer im Gang, so streute er mit der beschriebenen Feuerschaufel die brennenden Stücke gegen den Wind auseinander, sodaß die Kohlen etwa dreißig Zentimeter voneinander zu liegen kamen. Der trockene lockere Torf entzündete sich leicht, und durch das Umrühren und unter der Einwirkung des Windes pflanzte sich das Feuer nach vorn und an den Seiten hin fort. Schon nach

hellen, sechzig Zentimeter hohen Flammen oder schwelte unter furchtbarer Rauchentwicklung allmählich ab. Der Arbeiter blieb dabei immer im Feuer, sorgte aber für einen feuerfreien Platz, damit seine Schuhe nicht verbrannten. So warf er, mit dem Gesicht gegen den Wind gekehrt, das Feuer immer weiter, bis die ganze Fläche brannte.

An jedem dazu geeigneten Tage wurde mit dieser Operation des Morgens, sobald der Tau von den Sonnenstrahlen aufgezehrt war, aufs neue begonnen und bis Nachmittag fortgesetzt. Gegen Abend verschwand dann der lästige Rauch oder verringerte sich wenigstens.

Wenn das Brennen vollendet und gut durchgeführt war, so war der Acker etwa einen Zentimeter hoch mit Asche bedeckt und damit zur Einsaat des Buchweizens vorbereitet. Die Aussaat erfolgte sofort nach dem Erkalten der Asche.

Von der Stärke des Rauches an der Brandstätte können wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen. Auf dem Moor selbst, wo gebrannt wurde, war der Himmel in der nächsten Umgebung vollständig verdunkelt. Man sah die Sonne nur als mattweiße oder rötliche Kreisscheibe, manchmal aber auch garnicht. Brennende Moore gewährten nicht selten einen überwältigend schönen Anblick. Wenn im Frühjahr bei trockenem Wetter das Moorbrennen längere Zeit fortgesetzt wurde, so verbreitete sich der Rauch erstaunlich weit über Europa. Im Mai 1857 führten die andauernden Nordwestwinde den Moorrauch vom Oldenburgischen über Westfalen, Hessen, Frankfurt a. M., Sachsen, Bayern, Oesterreich bis Krakau. Im Juli 1863 breitete sich der Moorrauch über Deutschland bis zu den Alpen aus und wurde noch am Genfer See und in Kremsmünster wahrgenommen.

Dieses primitive Verfahren, das Moor durch Abbrennen nutzbar zu machen, war wenig lohnend und würde absolut nicht mit dem Landwirtschaftsbetrieb der Jetztzeit harmonieren. Um das Hochmoor besser als durch Brandkultur auszunutzen, hat man im Verlauf der jüngsten Vergangenheit dasselbe entwässert. Der Ems-Jade-Kanal ist in dieser Beziehung von außerordentlichem Einfluß geworden. Durch denselben ist nicht nur die Torfmoorkultur auf allen oldenburgischen und ostfriesischen Mooren, sondern auch die größere Verwertung des Torfs als Brennmaterial möglich gemacht worden.

—⊙—

Vierbrauerei vor viertausend Jahren

Von A. Strukat.

Unter den aufgedeckten Gräbern, welche die große Totenstadt der Gizeh-Pyramide umgeben, befindet sich auch das Grab des Priesters Zaschah. Der muß zu Lebzeiten ein recht vorsorglicher und praktischer Mensch gewesen sein, denn er hatte nicht nur seine Familie, sondern auch sein ganzes Gesinde ins Grab genommen — allerdings nicht in Natura, sondern in Bildwerken; das genügte aber vollständig, denn nach der ägyptischen Religion lebte der Tote im Grabe weiter, und ein Zauberwort machte seinen ganzen Hofstaat lebendig. So gewinnen wir einen Einblick in das Familienleben dieses Priesters Zaschah.

Er sitzt auf einem thronartigen Sessel und blickt auf das arbeitende Volk zu seinen Füßen. Eine auf dem Boden sitzende Sklavin siebt Mehl, und daneben hockt der Koch hinter einem Kohlenfeuer, das er mit einem Fächer in Glut hält. Eben nimmt er ein saftiges Rippenstück aus dem Topfe und reicht es seinem Herrn, der es mit Aufmerksamkeit betrachtet. Ein anderer Diener schüttet Getreide in einen Behälter und ein dritter bessert Krüge aus. Besondere Aufmerksamkeit erregt aber eine weitere Gruppe; da knetete ein Mann in einem Korbe Brotstücke und darunter steht ein großer Topf, aus dem ein Mädchen mit einer Trinkschale eine Flüssigkeit geschöpft hat.

Die letztgenannte Einrichtung ist eine Bierbrauerei in einfachster Form, wie sie von den ägyptischen und nubischen Bauern noch heute benutzt wird. Diese lassen Gerste keimen, mahlen sie grob und formen daraus Brote unter Zusatz von Sauerteig. Diese werden aber nur wenig angebacken; es bildet sich nur eine leichte Kruste, und das Innere bleibt roh. Man zerbröckelt dann die Brote und übergießt sie in einem Gefäß mit Wasser. Nach einem Tage gerät die Masse in Gärung; man knetet sie mit den Händen durch und läßt sie dann durch einen Korb oder ein Sieb in ein darunter stehendes Gefäß laufen. Das Bier ist fertig und kann getrunken werden; es sieht schmutzigweiß aus und ist von säuerlichem Geschmack.

Der Gott Osiris war es, der sein Volk das Bierbrauen lehrte, so erzählen alte Papyrusrollen und Inschriften an Obelisken. Schon zwei Jahrtausende vor Christi Geburt dürfte diese Kunst bestanden haben, und die oft genannte Stadt Pelusium im Nildelta mit den zahlreichen Brauereien war für Aegypten dasselbe, was München für das Bayernland bedeutet. Uralte Schriften erzählen sogar von fröhlichem Leben in Bierfälen.

Höchstwahrscheinlich hätten wir an dem altägyptischen Bier manches auszusetzen. Es war kein Lagerbier, wie es heute in haltbarer und hygienisch einwandfreier Weise geboten wird, sondern eine Art Weißbier mit Obergärung, dem allerlei aromatische und konservierende Gewürze zugesetzt wurden, und es mußte schnell weggetrunken werden. Der griechische Schriftsteller Hekatoios, der bekanntlich im 6. Jahrhundert vor Christi lebte, erzählte sogar, daß man dem Bier durch Zusatz von Safran eine schöne goldgelbe Farbe gab, so daß es „an Wohlgeschmack und Kraft dem Wein gleichkam."

—⊙—

Die Stadt der Störche

Von Kurt Siemers-Hamburg.

Manchmal denke ich an dich wie an einen Traum, du kleine Stadt in Jütland! Ist es nicht wie ein Spuk am lichten Tage, wenn in Ripen die Häuser, unter die Wucht des Domes gedrückt, zu uns mit der klangvollen und altertümlichen Formensprache vergangener Jahrhunderte sprechen, wenn die Balladen, die hier das Volk seit alten Zeiten singt, in uns wieder zu tönen beginnen? Selbst auf den fernen Färöern singen sie noch das Lied von dem Tanz der Ritter auf der Brücke zu Ripen. Und dann hebt es in schlichter Getragenheit an: „Dronning Dagmar ligger i Ribe syg . . ." („Königin Dagmar liegt in Ripen krank." Alle Dänen richten ihre Gedanken nach der alten Königsstadt, wo ihre Königin todkrank darniederliegt. König Waldemar hört die Botschaft auf Schloß Gurreborg, wirft sich windschnell auf sein Roß und entreitet:

„Als der König ausritt von Gurreborg,
Da folgten ihm hundert Knappen,
Doch eh' er die Brücke von Ripen erreicht,
Da sprornt er allein seinen Rappen . . ."

Das war einmal Ripen, eine Stadt der Feste, der bunten glanzvollen Fröhlichkeit, eine Stadt der Ritter und Könige, wo bedeutsame Staatsaktionen vor sich gingen.

Und heute? Eine vergessene, still gewordene Stadt, wo die Sanduhr der Ewigkeit langsamer rinnt als anderswo, wo auf den Dächern die vielen Störche klappernd alte Weisheiten und Historien auskramen . . .

Im Kern der Stadt ist Haus an Haus erhalten geblieben, zerbogenes, windschiefes Fachwerk. So rein und ausschließlich findet man die Geschlossenheit eines altertümlichen Stadtbildes im ganzen Norden kaum wieder. Kein Ort ist von der Gegenwart so vergessen worden wie diese Stadt im Winkel. Nur wo Geld verdient wird, hat man das Bedürfnis, Altes einzureißen und Neues an dessen Stelle zu bauen. Und Geld ist — zum Glück — hier im Zeitalter des Dampfrosses rar gewesen, wenn man auch von eigentlicher Armut hier wie sonst in Dänemark nirgends sprechen kann.

Schon fallen dünne blaue Schatten über die braunrote Stadt im Wiesengrün. Kinder und Pferde ziehen in Herden den gewohnten Ställen zu, an dem bunten Giebel eines alten Klinkerhauses in der Südertorsgasse vorüber. Leider ist in die Hausfront ein Krämerladen eingebrochen worden, der alle Symmetrie des Baues zerstört.

Durch die Fischergasse oder die Skomagerslippe kann kein Wagen fahren, so dicht stehen die Häuser einander gegenüber. Alt und eng, eine eingeschlafene Stadt, über der sich das steinerne Gebirge ihres Domes bis in die rosaweißen Dämmerwolken türmt.

Das goldene Zifferblatt des helmlosen roten Hauptturmviereckes schimmert wie ein unwahrscheinlicher Mond über der Stadt. Ich beuge mich über die steinerne Turmbrüstung, über der manchmal nach der Daneborg weht, und sehe weit über das Land, über Jütlands Wiesen und Marschen. Im Süden dort, das ist schon deutsches Land. Das sich fast bis vor die Tore der dänischen Königsstadt schiebt.

Man sagt, daß zu Ripen in wilden Herbstnächten das Brausen und Brüllen der Nordsee deutlich zu hören sei. Ich glaube es wohl, denn wenn wir oben aus der luftigen Höhe des Domturms ins Land blicken, glänzt ein silberblauer Streifen in der Ferne: die See. Den Schiffern, die an diesem Teile von Jütlands Küste vorüberfahren, gelten die Türme von Ripen seit den Zeiten des Mittelalters als Landmarke.

Der Wetterhahn auf der Spitze des kleineren und schmächtigeren Marienturmes nebenan fühlt sich vom Lärm der Dohlen gestört und wendet sich unwirsch nach Schleswig zu, wo ihn an klaren Tagen der Bauer beim Pflügen auf der Höhe wohl zu erkennen vermag.

Der Dom von Ripen gilt als eines der bedeutsamsten romanischen Kirchenbauwerke im Norden. Der Hauptturm schimmert ganz in der dunkelroten Tönung des Klinkersteins. Den sonst verwendeten Sandstein hat man aus dem Rheinland, aus der Gegend um Andernach und aus den Bückeburger Bergen geholt. Auch architektonisch ist der Bau von der romanischen Kirchenbaukunst der Reinland ersichtlich beeinflußt worden. Die Kreuzkuppel freilich läßt uns wieder an die Hagia Sophia in Stambul denken. Das Portal des südlichen Kreuzgiebels zeigt Säulen auf Löwen mit Menschenköpfen, und im Tympanon findet man eine Skulptur der Kreuzabnahme Christi, die als die älteste kirchliche Steinmetzarbeit in Dänemark gilt.

Vor dem Hauptportal spielen Knaben, und manchmal fliegt dröhnend der Fußball gegen die schwere Kirchentür.

Wie alt und kreuzwunderlich schlängeln sich die Gassen unter dem Dom hin. Und überall auf den Dächern Storchnester, wo der gefiederte Haushaltungsvorstand auf einem Bein aus stolzer Einsamkeit herabschaut. Kinder schließen die Hände zum Kreise und fragen singend den Meister Langbein, wo er denn so lange gewesen und ob er Pharaos hohes Grabmal gesehen.

„Stork, Stork, Langeben!
Hvor var du saa laenge?
Saa du Kong Faraos höje Sten?
Gik du paa Nilströmmens Enge?"

Ganz wie bei uns singen sie jubelnd von seinen roten Hosen und bitten um eine Schwester mit blauen Augen oder um ein Brüderchen. „Stork, Stork Langeben! Med de röde Haser . . ." Ich höre noch lange ihr Singen und Tanzen, als ich schon zwischen Wiesen am Rande der Stadt auf der Brücke stehe, wo weiße Dummeln ihre Blüten wiegen. Auf der Brücke wirft ein kleines Mädchen spielerisch weiße Fliederdolden ins rinnende Wasser. Mit der Anmut seiner zehn oder elf Jahre lächelt es über das Geländer hinweg seinem Spiegelbild im klaren Bachgrund zu. Dann fährt eine alte Frau in ehrwürdigem Matronengewand und imponierend unmodernem Hut ein Kind im Korbwägelchen vorbei. Und das Kind greift jauchzend nach einem Schmetterling, der zu seinen Häupten durch Duft und Dämmerung taumelt. —

Ein vergoldeter und kunstreich geschnitzter Pfeil über dem Wasser zeigt den Hochwasserstand von 1634, von 1823 usw. an. Unter der Brücke fährt ein Boot mit schüchtern singenden Mädchen durch. Ich sehe von oben hinunter in das treibende Boot in ein Paar große, kornblumenblaue Augen hinein, aus denen Sonne und ein wenig Sehnsucht leuchten. Sie lächeln verlegen und rufen aus sicherer Entfernung ein Scherzwort übers Wasser.

„Jag forstaar ikke, Fröhen . . . („Ich verstehe es leider nicht —") Gegen die sinkende Sonne sehe ich dem Mückentanze zu . . .

In den alten Höfen, in Quedens und Clausens Gaard haben die Abendschatten tiefe braune Vorhänge über Winkel und Ecken gezogen.

Auf dem Kirchhof, wo die Schwarzamsel süß und lockend ihren Abendgesang den Toten unter den Hügeln anvertraut, begießen schwarzgekleidete Frauen die Blumen. Schwalben segeln zwitschernd in weiten Kurven über die Häuser. Schafgarbe duftet am Wegrand, und ein schwacher Heuduft schwebt über den Wiesen.

Mit langsamen Flügelschlägen erheben sich die letzten Störche aus dem Marschengrün und rudern gemächlich stadtwärts. Der stattlichste von ihnen läßt sich auf dem Treppengiebel des Bischofshofes nieder. Sein Wissen geht weit zurück in das Dunkel der Vergangenheit. Hier, in der „Turmburg", wo Freund Adebar sein Sommerquartier aufgeschlagen hat, schrieb einst Hans Brorsen aus Schleswig in dänischer Sprache seine wortstarken, orgelgewaltigen Psalmen nieder. Auf dem nahen Schloßberg dicht vor der Stadt hat König Niels vor 700 Jahren das feste „Ripener Haus" gebaut, das in den Schwedenkriegen 1658 gründlich zerstört wurde; nur unter dem Rasen sind noch Reste der Grundmauern festzustellen. Auf dem Lilienberg sammelte um 1600 Anders Sörensen Vedel Dänemarks Volkslieder. Und der Liederdichter aus Dänemark, Ambrosius Stub, segelte mit seinen langen Frackschößen hier Tag für Tag als Schulhalter vorüber. Wenn ihm ein lustiges Gedicht vom Frühling einfiel, dann ließ er Schule Schule sein und schrieb . .

Solange Menschen und Störche zurückdenken können, ist es in Ripen gewesen, daß fast jedes Haus seinen gefiederten langbeinigen Gast hatte, und ich denke, so muß es auch bleiben. Denn wer sollte denn sonst die Kinder aus den Sümpfen holen, jene blondköpfigen Kinder mit großen blauen Augen, aus denen schmucke stramme Burschen werden und Mädchen, junge blanke schüchterne Mädchen, denen alles unerhört ist, was sich außerhalb ihrer engen Stadt draußen in der Welt ereignet.

—⊙—

Der verhängnisvolle Lachs

Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts war nächst London die Stadt Exeter die reichste, blühendste und bedeutendste Handelsstadt Englands. Der Fluß Ex, an dem die Stadt liegt, war damals schiffbar für große Fahrzeuge bis ganz zur Stadt hinauf. Die Schuld daran, diesen Vorzug nicht mehr zu besitzen, wodurch die Stadt Exeter sehr an Bedeutung verlor, trug ein unglückseliger Lachs.

Zu gewissen Zeiten kamen nämlich viele Lachse in den Fluß, wo sie in großer Zahl von den Mitgliedern der Fischergilde zu Exeter gefangen wurden. Alljährlich mußte diese dann mit einer gewissen Feierlichkeit den ersten Lachs, den sie fing, dem Bürgermeister als eine Art von schuldigem Tribut und zugleich Ehrengeschenk überbringen. Das war ein altes Vorrecht, über das sich jedoch Graf Hugo Courtenay von Devonshire, dem große Güter mit bedeutenden Waldungen zu beiden Seiten des Flusses Ex unterhalb der Stadt gehörten, gewaltig aufregte. Unvermutet trat er plötzlich mit dem Begehren auf, die Fischergilde sei verpflichtet, nicht dem Bürgermeister von Exeter, sondern ihm den „ersten Lachs" zu bringen, da er dieses Recht zu haben vermeine. Der Mayor von Exeter widersetzte sich energisch diesem Ansinnen und verbot den Fischern ernstlich, dem Verlangen des Grafen von Devonshire zu willfahren. Wenn diesem hohen Herrn überhaupt ein Lachs zukäme als Tribut, was immerhin recht fraglich sei, so könne es doch jedenfalls höchstens nur der „zweite Lachs" sein.

Als die wackeren Fischer diese Sachlage dem Grafen vorstellten und ihn baten, er möge doch nicht weiter auf seiner Forderung bestehen, da runzelte er die Stirn und rief ergrimmt: „An dem lumpigen Lachs an sich ist mir gar nichts gelegen; es handelt sich aber hierbei gewissermaßen symbolisch um die Behauptung des Oberhoheitsrechts über den Strom. Darauf erhebe ich berechtigten Anspruch, und deshalb will ich den ersten Lachs und nicht den zweiten. Letzterer wird vielmehr gut genug sein für den Mayor der Stadt! Zuerst ich, dann er!"

„Wenn wir vielleicht gleichzeitig durch zwei verschiedene Deputationen die beiden Lachse überbrächten?" meinten die Fischer.

„Nein!" rief der stolze Edelmann, „auch darin würde ich eine Verletzung meiner Stromhoheitswürde erblicken, müßte ich mich doch auf solche Art mit dem Mayor gleichgestellt sehen. Der erste Lachs für mich, der zweite für ihn, aber mindestens eine Stunde später, nicht gleichzeitig . . .!"

Als dies dem Bürgermeister gemeldet wurde, berief er die Ratsherren zu einer Sitzung, und es wurde dann reiflich diese sonderbare Lachsangelegenheit erwogen. Man gelangte einstimmig zu dem Beschluß, daß das alte Recht unter keinen Umständen preisgegeben werden dürfe, sondern bis zum äußersten und auf jede Weise verteidigt werden müsse; denn, so meinte man, würde erst ein Privilegium der Stadt einmal umgestoßen, so könnten gar leicht mit der Zeit auch andere alte verbriefte Stadtrechte in ähnliche Gefahr geraten.

Dieser wunderliche Streit über den „ersten Lachs" führte zu einem großen Prozeß, der mehrere Jahre dauerte, viele Kosten verursachte und zu Ungunsten des Grafen endete. Die Richter entschieden, daß er mit seinem Begehren abzuweisen sei weil auf Grund uralten Herkommens und verbrieften Privilegs die Stadt unzweifelhaft im Rechte sei. Diese Niederlage verdroß den Grafen gewaltig; vorläufig aber konnte er nichts machen. Aber seitdem sann er auf das Verderben der Stadt.

Dazu bot sich leider bald Gelegenheit, nämlich als der greuelvolle Bürgerkrieg ausbrach, der Kampf zwischen der weißen und der roten Rose, zwischen den fürstlichen Häusern York und Lancaster. Die Stadt Exeter hielt es mit der einen Partei, der Graf von Devonshire mit der anderen, und nun kam es zwischen ihnen zu blutigen Kämpfen. Mit seinen Mannen versuchte er die verhaßte Stadt zu erobern. Das gelang ihm aber nicht; die Bürger schlugen